

Ruth Maria Linde-Heiliger

Zeit geht nicht verloren

Für mich fing alles schon in der Kindheit an, weil meine Eltern mich völlig in Ruhe gelassen hatten und ich so meine Eigenarten entwickeln konnte. Schon während der Schulzeit war mir klar, daß ich keinen Beruf haben könnte, der eine Zeitunterteilung hat, die vorgeschrieben ist. Ich merkte: An manchen Tagen, da geht es gut, und an anderen bin ich zu nichts zu gebrauchen.



Mein Jahrgang spielt hier vielleicht auch eine Rolle. Ich bin 1916 geboren, und Nazizeit sowie Krieg folgten gleich nach der Schule. 1933 habe ich die Schule mit der Obersekundarreife beendet. Zum Abitur hatte ich keine Lust, und ich fand es auch nicht notwendig, weil ich ja schon wußte, daß für mich nur ein freier Beruf in Frage kommt.

Zunächst habe ich dann bei einem Anthroposophen Holz schnitzen gelernt. Er ging mit mir die ersten Werkzeuge und das erste Holz kaufen. Die ersten Dinge über das Arbeiten mit Holz habe ich bei ihm gelernt und gemerkt, daß ich das kann, daß es mir liegt, daß ich das nicht

lange zu lernen brauchte. In dieser Zeit verschärfte sich aber schon die Nazi herrschaft, und die Anthroposophen zogen sich in die Schweiz zurück. Mir wurde daraufhin geraten, bei Johannes Itten weiterzulernen, der vom BAUHAUS kam, dem damals fortschrittlichsten Zusammenschluß von Architekten und Künstlern aus aller Welt. Itten hatte die von ihm so genannte Bauhausgrundlehre entwickelt, die er in einer eigenen Schule in Berlin unterrichtete, nachdem er sich vom Bauhaus getrennt hatte. Als er Unterrichts räume in Krefeld angeboten bekam, folgte ich ihm dorthin und kehrte erst zwei Jahre später nach Berlin zurück.

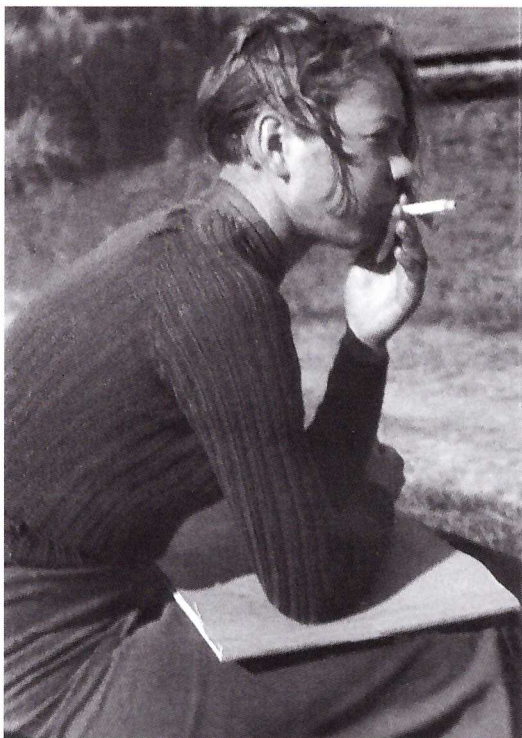
Inzwischen hatte ich mich endgültig für die Bildhauerei entschieden und setzte meine Ausbildung bei der Bildhauerin Milli Steger im Verein der Künstlerinnen in Berlin fort. Im begleitenden Anatomiekursus an der Hochschule der bildenden Künste am Berliner Steinplatz habe ich meinen späteren Mann kennengelernt, der damals schon Meisterschüler für Bildhauerei war. Das war dann schon 1938. Kurz danach begann der Krieg, und ich erwartete mein erstes Kind. Wir haben dann gleich geheiratet.



Mein Mann wurde erst relativ spät zum Kriegsdienst eingezogen. Ich hatte zu dieser Zeit inzwischen schon drei Kinder, und das Leben wurde für mich denkbar schwierig. Nach Kriegsende, 1945, kehrte mein Mann zurück und konnte sofort wieder in seine berufliche Tätigkeit einsteigen und auch aufsteigen. Für mich aber war die Nachkriegszeit besonders schwierig. Ich war so ziemlich am Boden zerstört und habe mich einige Jahre später von meinem Mann getrennt, um allein mit den Kindern zu leben. Ich war 37 Jahre alt, als ich mich scheiden ließ. Mein Mann und unser ganzer damaliger Bekanntenkreis haben meinen Entschluß nicht akzeptieren können. Darum wollte ich seitdem immer aus Berlin weggehen. Ich wollte mein eigenes Leben aufbauen.

Erst als die Kinder größer waren, ging es für mich wieder aufwärts. Die Kinder habe ich immer als selbständige Lebewesen begriffen, denen ich eigentlich nur die Gelegenheit geben konnte, aufzuwachsen und ihnen Raum zu lassen, ihre Eigenarten zu finden.

Mit Geduld warten – das war meine Einstellung. Für mich war das Leben mit



den Kindern im Grunde nur eine Unterbrechung für die anderen Dinge, die das Leben bringt. Als die Kinder einigermaßen erwachsen waren und ich meine Ideen immer noch im Kopf hatte, fing ich langsam an, sie umzusetzen. Erst einmal wollte ich aus Berlin endlich weg. Ich brauchte einen Platz, an dem ich wirklich arbeiten konnte, ohne das Gefühl zu haben, jemanden zu stören. Ich bin gern allein; ich brauche es, und ich kann es auch. Ich brauche meine Zeit. Ich habe das Gefühl von immer weniger Zeit und will doch noch soviel machen.

Ich habe noch so viele Ideen im Kopf, weil ich ja relativ spät erst anfangen konnte, sie zu verwirklichen. Das ist einfach durch das Leben so geschehen. Mit 50 Jahren habe ich erst so richtig mit meinem eigenen Leben angefangen. Und im nachhinein finde ich, daß dies genau der richtige Zeitpunkt war.

Durch ein Inserat hatte ich ein kleines Haus mit Garten in Schleswig-Holstein in der Nähe der Nordsee gefunden, in dem ich jetzt lebe und arbeite. Ich war in der Umgebung von Berlin in einem Haus mit sehr großem Garten aufgewachsen, in dem wir als Kinder den ganzen Tag verbracht hatten. Daher kommt es, daß mir das Alleinsein und der große Garten um mein Haus so wichtig sind. Endlich hatte ich meinen Garten wieder, habe ich mir *meinen* Raum geschaffen. Eigentlich habe ich nun genau das erreicht, was ich angestrebt hatte. Nach dem Leben mit den Kindern hatte ich gemerkt: ZEIT GEHT NICHT VERLOREN! Wer ein Ziel im Hinterkopf hat, lernt auch in Zeiten dazu, in denen der Alltag vom eigentlichen Ziel ablenkt. Ich mußte eben nur mein Ziel im Auge behalten.

Holz war das erste Material, mit dem ich für meine künstlerische Arbeit zu tun hatte. Später habe ich auch alles andere gelernt, was zur Bildhauerei gehört, aber es hat mir nicht so gefallen. Das Arbeiten mit Stein z.B. erfordert Metallwerkzeuge, was körperlich sehr anstrengend ist. Bei Holz ist es ganz anders. Ich habe lauter Sägen an der Wand, arbeite gerne mit der



Hand und lerne dabei das Holz kennen. Mit lärmigen Maschinen mag ich einfach nicht umgehen.

Ich habe eine uralte Werkbank, die ich mal für 15 Mark von einer Tischlerwitwe erstanden hatte. Sie hat noch eine Spindel aus Holz und ist wunderschön, ein bißchen abgewetzt, aber sie tut es immer noch. Sie hat ein ganzes Leben gehalten, und ich habe sie immer mitgenommen.

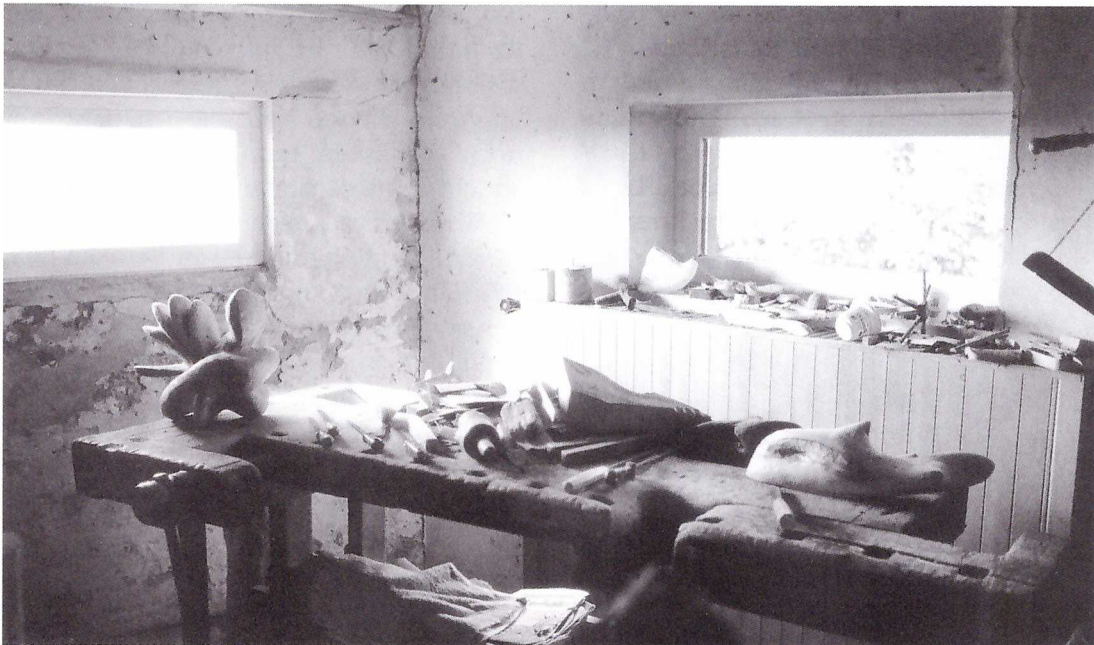
Bei mir geht alles vom Holz aus. Ich muß mich immer nach dem Holz richten.

Notgedrungen. Das ist ja auch das Anregende. Das ist wie ein Dialog. Jede Holzart ist anders, und jedes Stück ist anders geformt, und dann muß ich mir ausdenken, was ich damit machen kann.

Ich arbeite gerne mit Strandgut. Das ist sehr interessant, weil ich nie weiß, was für eine Holzart es ist. Das Stück ist zunächst grau vom Salz, und es muß erst austrocknen. Vom Gewicht her merke ich natürlich, ob es Hartholz ist oder eine leichtere Holzart. Inzwischen habe ich ein richtiges kleines Holzlager, denn häufig werden mir Stücke angeboten, und ich sage nie nein: Es könnte ja etwas besonders Anregendes dabei sein.

Jedes Holz ist anders. Apfelholz z.B. schnitzt sich sehr gut. Da habe ich einiges aus meinem eigenen Garten gehabt. Erle ist dagegen sehr störrisch. Mirabelle ist ein bißchen schwierig, weil es viele Verwachsungen hat. Am liebsten arbeite ich mit Eiche und überhaupt mit Harthölzern. Da muß ich sehr langsam arbeiten, denn wenn ich etwas weggenommen habe, dann ist es ja weg. Das kann ich nicht mehr rückgängig machen. Es muß also langsam gehen, und da ist Hartholz einfach besser.

Auch die Größe meiner Arbeiten ist durch das Holz bestimmt, weil ich aus dem vollen Holz arbeite und die Stämme,



die ich zur Verfügung habe, nicht sehr groß sind. Dadurch sind mir Grenzen gesetzt. Das Größte, was ich bisher gemacht habe, ist eine Stele aus Eichenholz, eine Grabstele.

Ein Freund hat über meine Arbeiten einmal den Ausdruck „wohnliche Kunst“, „wohnliche Skulpturen“ geprägt, das habe ich aufgegriffen und nenne meine Arbeiten „Skulpturen für bewohnte Räume“. Holz kann man eigentlich nicht draußen aufstellen. So ein Stück Holz ist nie tot. Es reagiert auf Hitze, auf Kälte, auf Feuchtigkeit. Die Grabstele ist nun meine erste Skulptur für draußen. Da muß ich erst sehen, wie das Holz sich verhält. Der Auftraggeberin habe ich schon Öl in die Hand gedrückt, um die Risse im Holz zu behandeln. Für mich ist es sehr aufregend, daß nun diese Holzstele von mir auf einem normalen Friedhof steht.

Aber sonst bleibe ich bei meinen Arbeiten für drinnen und auch bei meinem Format. Ich will die Arbeit körperlich noch selbst bewältigen können, möchte so arbeiten, daß ich keine Hilfe von anderen Menschen oder von Maschinen



brauche. Es gibt ja viele, die mit Holz arbeiten, aber dabei Maschinen einsetzen – vor allem Männer – und dadurch auch größere Formate herstellen können. Auf meine Frage haben sie mir gegenüber zugegeben, daß sie auf diese Weise auch mehr Ausschuß haben, das ist ja logisch, wenn man mit der Motorsäge an das Holz herangeht, nicht wahr? Ich mache alles mit der Handsäge, und ich schnitze. Es ist erstaunlich. Zunächst ist immer so ein Riesenberg Arbeit vor mir, und irgendwie bewältige ich den, und ohne daß ich es merke, wird die Skulptur dann praktisch von selber fertig.

Es ist ein Dialog und eine absolute Konzentration, wie ja eigentlich bei allem kreativen Arbeiten. Konzentration gehört immer dazu. Alles andere ausschalten, den Kopf gedankenleer, nur das Werden lassen.

Von dem Ergebnis habe ich manchmal eine Vorstellung. Aber das ist gar nicht unbedingt gut, weil ich immer umdisponieren, immer meine Vorstellung umwerfen können muß, immer bereit sein, nachzugeben. Es gibt auch BildhauerInnen, die arbeiten mit Holz und malen es hinterher an. Da könnten sie eigentlich auch ein anderes Material nehmen, denn sie verfremden es ja. Das würde ich nie tun. Das Holz wird zum Schluß geschliffen und auch zwischendurch mal mit Raspeln und Schleifpapier bearbeitet, weil ich die dem Holz eigene Farbe und Maserung finden will, die ich dann nur noch verstärken kann. Und zum Schluß spricht das Holz seine eigene Sprache.

Wenn ich zu meinen Arbeiten gefragt werde, gerate ich immer in Verlegenheit. Ich selber muß mit meiner Arbeit zufrieden sein, nicht andere. Wenn sie anderen gefällt, ist es eher eine Zugabe. Ich habe eine kleine finanzielle Grundlage und Kinder, die mir helfen. Das gibt mir die Freiheit, in der Anerkennung meiner Arbeit nicht von anderen abhängig zu sein.

Dieser Beitrag erschien zuerst in der Zeitschrift „ab 40“, 1/1990.